

# Lebenserinnerungen des Historikers Moriz Ritter [Fortsetzung]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **88 (1998)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-404894>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## **Lebenserinnerungen des Historikers Moriz Ritter\***

*(Fortsetzung)*

Den einen Vorteil indess hatte meine genaue Zeiteinteilung sofort, dass ich, sobald ich nach überstandener Krankheit wenigstens leichtere Arbeiten vornehmen konnte, meine Habilitationsschrift<sup>85</sup>, indem ich sie abschreiben liess, einer letzten Durchsicht unterzog und sie dann zu erneuter Prüfung an Cornelius sandte. Pünktlich, wie gewöhnlich, antwortete mir darauf Cornelius schon am 30. Mai 1866, dass er jetzt die Veröffentlichung nicht mehr widerrate: «wenn auch das Buch noch den Anfänger verraten wird, so wird doch niemand verkennen, dass es ein tüchtiger und zuverlässiger Anfänger ist.» So konnte ich denn, nach München zurückgekehrt, mich den vorgeschriebenen Leistungen für die Habilitation unterziehen. Im Mai 1867 wurde ich als Privatdozent für Geschichte in die philosophische Fakultät aufgenommen. Als Vorlesungsgebiet erwählte ich mir einerseits die alte Geschichte, zunächst die römische, andererseits die neuere Zeit, zunächst die Epoche der Reformation und des Dreissigjährigen Kriegs. Mit Rücksicht auf meine Gesundheit aber und die Arbeiten für die historische Kommission schob ich den Anfang meiner Vorlesungen hinaus. Erst im Winter 1867/68 las ich ein einstündiges Publikum, dann im Sommer 1868 das erste Privatkolleg.

So allmählich indess mein Übergang in die akademische Tätigkeit war, es war doch eine neue Aufgabe und ein neuer Wirkungskreis, in die ich mich hineinarbeiten musste. Aber was wollten diese aus einem vereinzeltten Lebensgang hervorgehenden Anforderungen besagen gegenüber den unabsehbaren Veränderungen und Aufgaben, die jetzt über ganz Deutschland und nicht zum wenigsten über Baiern hereinbrachen! Während ich in Bonn meiner Erholung lebte, war über Deutschland der Kriegssturm dahingegangen, der Österreich aus dem Deutschen Bunde trieb und dem übrigen Deutschland den Aufbau eines fest geschlossenen Staatswesens auferlegte. Als ich nach München kam, lebte die Bevölkerung noch unter den Eindrücken der erlittenen Niederlage. Eine

\* Vgl. den ersten Teil dieses Artikels in IKZ 86/1996, Heft 3, S. 161–189 und den zweiten Teil in IKZ 87/1997, Heft 4, S. 277–291.

<sup>85</sup> M. Ritter, *Geschichte der deutschen Union*, Bd. 1, München 1867, s. Anm. 58.

kleine Minderheit, zu der an der Universität z. B. Paul Roth<sup>86</sup> und Windscheid<sup>87</sup> gehörten, freute sich rückhaltlos, dass die Bahn für eine einheitliche Verfassung unter preussischer Führung frei gemacht sei, eine grosse Zahl der bisherigen Liberalen zeigte sich bereit, die neu geschaffenen, von ihnen ursprünglich bekämpften Voraussetzungen für den Neubau Deutschlands anzunehmen, während Klerikale und unerbittliche Grossdeutsche fortfuhren, diese Voraussetzungen abzulehnen. Zu den unerbittlichen Grossdeutschen gehörte Cornelius, der bis zum Jahr 1870 den Erfolgen der preussischen Politik mit leidenschaftlicher Erbitterung gegenüberstand. Das Staatswesen, wie es aus dieser Politik hervorgehe, so führte er einmal in einer Vorlesung über das neunzehnte Jahrhundert aus<sup>88</sup>, suche seine einzige Stütze in einer erdrückenden militärischen Organisation und nötige so die andern Mächte zu Gegenrüstungen, bis sich eine europäische Coalition erheben werde, um – das waren die Worte, die er brauchte – «das Scheusal zu erdrücken.»

Zu dieser politischen Bewegung gesellte sich auch jetzt wider die wachsende kirchliche Erregung. Als Pius IX. am 26. Juni 1867 der stauenden Welt seine Absicht kundtat, demnächst ein allgemeines Concil zu versammeln, musste man sich sofort sagen, dass diese grossartige, seit dreihundert Jahren nicht mehr gesehene Veranstaltung den Zweck haben müsse, die tiefen Eingriffe der letzten Päpste in den Gang der kirchlichen Entwicklung zu einem entscheidenden Abschluss zu führen. Worin sollte dieser Abschluss bestehen? Der Mann, der unter den Gegnern des kurialistischen Systems am tiefsten sah, nämlich Döllinger, hatte die Ant-

<sup>86</sup> *Paul Rudolf v. Roth* (1820–1892), Rechtsstudium in München 1836–1840, Promotion in Erlangen und Habilitation in München 1848, 1850 a. o. Prof. in Marburg, 1853 o. Prof. in Rostock, 1857 in Kiel, 1863 als Nachfolger Bluntschlis in München; 1852 korr. Mitglied, 1863 o. Mitglied der Bayer. Akademie der Wissenschaften, 1866 auch Oberbibliothekar der Bayer. Staatsbibliothek.

<sup>87</sup> *Bernhard Windscheid* (1817–1892), Jurist, Studium in Bonn und Berlin, 1838 Promotion und 1840 Habilitation in Bonn, 1847 o. Prof. in Basel, 1852 in Greifswald, 1857 in München, 1871 in Heidelberg (s. *E. Kessler*, Hg., *Bernhard Windscheid an Franz Peter Knoodt, Briefe 1872–1874*, in: *IKZ* 1986, S. 42–54), 1874 in Leipzig.

<sup>88</sup> Anmerkung von Moriz Ritter: Nach sofort gemachter Mitteilung eines Zuhörers.

Cornelius las 1866 aus politischen Gründen *Geschichte des 19. Jahrhunderts* und überflügelte damals Giesebrecht zu dessen Leidwesen in der Zuhörerzahl (*Goetz, Historiker*, S. 157, nach mündlichen Mitteilungen Ritters).

wort im allgemeinen schon kurz vor jener Ankündigung gegeben<sup>89</sup>: die Ratgeber Pius IX., in erster Linie also die Jesuiten, verlangen, so sagte er, eine Entscheidung, welche jeden Katholiken zur Unterwerfung unter die gegen die Grundlagen des modernen Staates und der modernen Wissenschaft gerichteten Verdammungsurteile der letzten Päpste im Gewissen verpflichtet. Diese Entscheidung soll erfolgen durch die Erhebung der Theorie von der päpstlichen Unfehlbarkeit zum Glaubensartikel, weil damit die in der bezeichneten Richtung sich bewegenden Erlasse der Päpste vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart, schliesslich der sie alle bekräftigende Syllabus vom 8. Dez. 1864 die Kraft irrumsloser Glaubens- und Sittenlehren gewinnen. Das kommende Concil also, so musste man schliessen, wird im Zeichen des Kampfes um die Unfehlbarkeit stehen, und dass in diesem Kampf die äussere Überlegenheit auf der Seite der päpstlichen Partei sein werde, liess sich kaum bestreiten.

Mehr noch als früher griffen somit auch jetzt grosse Bewegungen des staatlichen und kirchlichen Lebens in die eng gezogenen Kreise meiner wissenschaftlichen Arbeit hinein. Meine Stellung zu ihnen wurde insofern fester, als ich das durch die preussischen Siege gelegte Fundament, auf dem fortan die staatliche Einigung Deutschlands zu errichten war, vorbehaltlos anerkannte, anderseits meinen in den kirchlichen Fragen gewählten Standpunkt stetig zu befestigen und zu vertiefen suchte. Aber von einer unmittelbaren Beteiligung an den Kämpfen des öffentlichen Lebens hielt mich schon mein schonungsbedürftiger Gesundheitszustand zurück; vorwiegend war es doch, neben allgemein menschlichen Beziehungen wissenschaftlicher Austausch und Anregung, den ich auch jetzt wider in meinem Umgang suchte und fand, dies freilich in langsam wachsendem Masse. Zunächst war es natürlich wider der treue Freund Druffel, der mich bei meiner Rückkehr nach München empfing; uns beiden war der tägliche Verkehr ja längst zum Bedürfniss geworden. Durch Druffels Vermittlung kam ich dann auch in eine allabendlich im Gasthof zum goldenen Bären vereinigte Gesellschaft, zu der u. a. der Theologe

<sup>89</sup> Anmerkung von Moriz Ritter: Anonyme Artikel in der Allgem. Zeitung über die Broschüre «zur Belehrung für Könige» vom März 1867 (*Döllinger*, Kleinere Schriften, herausg. von *Reusch*, S. 264–85). Vgl. den damals ungedruckten Art. über «Die Speyerische Seminarfrage[»], Jan. 1865 (a. a. o. S. 197). Eine Ergänzung dazu über Bischof Ketteler in: *E. Kessler*, *Die Döllingeriana in der Bayerischen Staatsbibliothek in München*, in: *G. Denzler* und *E. L. Grasmück* (Hg.), *Geschichtlichkeit und Glaube*, München 1990, S. 83–91, hier S. 87 f.

Friedrich<sup>90</sup>, ein Schüler Döllingers, gehörte, ferner in freundschaftliche Beziehungen zu dem Philologieprofessor Christ<sup>91</sup> und zu dem Bildhauer Zumbusch<sup>92</sup>. Besonders wichtig waren für uns beide die jetzt näher sich gestaltenden Beziehungen zu den Mitgliedern der Historischen Kommission. Der Sekretär der Kommission, Prof. Giesebrecht<sup>93</sup>, hatte mich, wie andre junge Historiker mit ungemein entgegenkommender Gastlichkeit aufgenommen; seit dem Herbst 1867 zog er auch Druffel und mich zu dem Abendessen, das er den Mitgliedern der Kommission bei Gelegenheit der jährlichen Plenarversammlung gab. Nun kamen diese Herrn von vornherein in einer Art von Feiertagsstimmung zusammen, die dann einen Höhepunkt eben in jenem Festmahl erreichte und sich bald in einem Strom von gegenseitig ausgebrachten Toasten entlud. Den Ton dabei gab Ranke<sup>94</sup> an, der Vorsitzende der Kommission, mit einer von Geist und Liebenswürdigkeit sprudelnden Beredsamkeit, die oft von naiver Offenherzigkeit, wie von Überhebung oder verletzendem Spott erfüllt war. Uns Jüngern trat in diesen Reden die Auslese deutscher Historiker in etwas idealisierter, aber desto lebensvollere Charakteristik entgegen; es bot sich auch manche Gelegenheit, Einzelnen menschlich näher zu treten: so vor allem auch mir im Verhältniss zu Ranke. Ich hatte bei meinem frühern Studiensemester in Berlin von seiner Vorlesung über Geschichte des Mittelalters und den damals nur noch obenhin behandelten historischen Übungen keinen tiefern Eindruck davongetragen; erst als ich im Sommer 1864 als Mitarbeiter der historischen Kommission ihn in Berlin besuchte, wurde es mir klar, dass eine Unterredung mit ihm ein

<sup>90</sup> *Johann Friedrich* (1836–1917), kam nach Studium und Priesterweihe in Bamberg 1859 zur Vorbereitung auf das höhere Lehramt nach München als bevorzugter Schüler und vertrauter Gehilfe Döllingers, 1862 Habilitation, 1865 a. o. Prof., 1869/70 als Berater des Kardinals Hohenlohe beim Vatikanum I, 1872 o. Prof. für die historischen Nebenfächer der Theologie, 1874/75 als Gründungsdekan der christkatholischen Fakultät in Bern, 1886 gegen seinen Willen in die Philosophische Fakultät versetzt, s. *E. Kessler*, *Johann Friedrich*, München 1975.

<sup>91</sup> *Wilhelm v. Christ* (1831–1906), 1854 Lehrer am Maximilians-Gymnasium in München, 1860 o. Prof. der klassischen Philologie an der Universität München.

<sup>92</sup> *Julius Zumbusch* (1832–1908), schuf Bildnisse und Denkmäler in München.

<sup>93</sup> *Friedrich Wilhelm Benjamin v. Giesebrecht* (1814–1889), Historiker, 1838–1857 Gymnasiallehrer in Berlin, 1857 Prof. in Königsberg, 1862–1885 in München.

<sup>94</sup> *Leopold v. Ranke* (1795–1886), Theologie- und Philologiestudium 1814–1818 in Leipzig, 1817 Promotion zum Dr. phil., ab 1818 Gymnasiallehrer in Frankfurt (O), 1825 a. o., 1834–1871 o. Prof. der Geschichte in Berlin, 1841 Historiograph des preussischen Staates, 1858 Präsident der neu gegründeten «Historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften» in München, zu deren Jahresversammlungen er bis 1873 nach München kam.

geistiger Gewinn sei: er verstand sich auf die Kunst, geistreiche Gedanken nicht nur selber auszustreuen, sondern auch in seinem Partner zu wecken, sodass man sich am Schluss der Besprechung über sich selber wundern konnte, dass man so klug geredet hatte. Jetzt, im Herbst 1867, als er mit seiner Abhandlung über die Zeiten Rudolfs II. und Matthias' beschäftigt war<sup>95</sup>, liess er mich, bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in München, um die Mitteilung der für den Abschluss der Union von 1608 in Betracht kommenden Akten ersuchen. Unverzüglich suchte ich die betreffenden Schriftstücke heraus und begab mich zur bestimmten Stunde in seinen Gasthof, wo er dann sofort an die Arbeit ging, indem er sich die zunächst von mir ausgewählten Stücke vorlesen liess. Überraschend war es, wie schnell er nun einen bestimmten Gang der Verhandlung und die dazu gehörigen Schriftstücke erfasste und das nicht Hineinpassende zur Seite schob. Nach längerem, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgtem Lesen machte er Schluss und, indem er mich halb freundlich halb verlegen ansah, fragte er, ob ich wol etwas schreiben wolle. Natürlich war ich dazu bereit, und nun, nachdem er sich eine kurze Weile besonnen hatte, diktirte er mir langsam, aber ohne Wiederholung und ohne Korrektur den Abschnitt über den Abschluss der Union im wesentlichen in der Form, wie er dann in der nachher erschienenen Abhandlung (Werke VII S. 171 Z. 3 v. u. – 173 unten) auf zwei Seiten gedruckt ist. Der ganze Vorgang zeigte mir in anschaulicher Weise, wie rasch der grosse Geschichtsschreiber aus den Akten heraus einen geschichtlichen Verlauf zu erfassen und zu formen verstand. Als er sich dann zum Schluss direkt an mich wandte und mir zur Aufmunterung auf meinem eingeschlagenen Wege ein sehr anerkennendes Urteil über den ersten Band meiner Geschichte der Union<sup>96</sup> aussprach, war es vor allem der gütige, ich möchte sagen väterliche Ton seiner Worte, der mich warm berührte. Ich konnte von da ab seiner freundlichen Teilnahme sicher sein.

Während so meine Beziehungen zu den Historikern sich ausgiebiger gestalteten, hielt sich mein Verhältniss zum Münchener Kunstleben, wenn es auch nicht vernachlässigt wurde, doch in bescheidenen Grenzen. Den schon in meiner Studentenzeit begonnenen planmässigen Besuch der Museen und einen, wenn nicht sehr häufigen, doch auf die Kenntniss der bedeutendsten Schauspiele und Opern gerichteten Theaterbesuch

<sup>95</sup> *L. v. Ranke, Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum Dreissigjährigen Krieg* (in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 7), 1868, dritte Aufl. 1888. S. a. *M. Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreissigjährigen Krieges*, Bd. 2, 1895, Nachdruck 1974.

<sup>96</sup> Die Habilitationsschrift, s. o. Anm. 85.

setzte ich stetig fort, wobei ich freilich, was die Wagner'schen Opern anging, mich von der damals noch vorherrschenden Ablehnung derselben bestimmen liess<sup>97</sup>. Wertvoll für die künstlerische Orientierung waren mir auch zwei persönliche Bekanntschaften, die eine schon erwähnte mit Zumbusch, die andre mit dem Maler Seibertz<sup>98</sup>. In Zumbuschs Atelier konnte ich die Entstehung einiger seiner Schöpfungen verfolgen und dabei die Erläuterungen des ungemein lebenswürdigen und mittheilsamen Künstlers entgegennehmen. Seibertz, von dem Kaulbach<sup>99</sup> einmal sagte, er könne zwar selber nichts Rechtes machen, aber gut über die Arbeiten anderer urteilen, war eine lebendige Chronik des Münchener Künstlerlebens seit den Tagen Ludwigs I.<sup>100</sup>, und da er gern und gut erzählte, so empfing ich von ihm über die führenden Münchener Künstler ebenso scharfe, wie lebendige Charakteristiken.

Unterdessen gingen meine Arbeiten, teils in München, teils auf wissenschaftlichen Reisen geführt, ihren stetigen Gang weiter, und der Zeitpunkt, da ich die von mir gesammelten Akten in wol überdachter Verarbeitung zu veröffentlichen beginnen würde, rückte langsam näher. Gleichzeitig aber nahmen mich auch zwei andre Fragen in zunehmendem Masse in Anspruch: ich wünschte meinem einsamen Leben durch eine glückliche Ehe ein Ende zu machen, und um eine feste Stellung im Leben zu gewinnen, strebte ich nicht ohne Ungeduld nach der Gewinnung einer Professur. Die Jahre 1870–73 brachten mir die Erfüllung die-

<sup>97</sup> *Richard Wagner* (1813–1883) war 1864 von König Ludwig II. nach München berufen worden, wo am 10. Juni 1865 «Tristan und Isolde» aufgeführt wurde, doch schon Ende dieses Jahres musste er Bayern wieder verlassen. Nach der Rückberufung wurden am 28. Juni 1868 die «Meistersinger von Nürnberg» gespielt. Ab 1872 erfolgte der Bau des Festspielhauses in Bayreuth, wo 1876 unter grosser Beteiligung «Der Ring des Nibelungen» gezeigt wurde.

<sup>98</sup> *Engelbert Seibertz* (geb. 1813) Zeichner und Maler, besuchte die Akademien in Düsseldorf und München, dann in Österreich, illustrierte 1848–1852 die Cotta'sche Ausgabe von Goethes Faust und lebte dann in München als Porträt- und Wandmaler.

<sup>99</sup> *Wilhelm v. Kaulbach* (1805–1874), seit 1821 Besuch der Kunstakademie Düsseldorf, von wo er 1825 seinem Lehrer Peter Cornelius nach München folgte. Seine Illustrationen zu Goethes Reineke Fuchs, in denen er soziale, politische und kirchliche Zustände verspottete, brachten ihm die Feindschaft der Ultramontanen ein. 1847 Direktor der Münchener Kunstakademie. In einer Darstellung des Ketzerrichters Pedro Arbues, die in München Sensation machte, liess er seiner Erbitterung über dessen Heiligsprechung 1867 durch Pius IX. freien Lauf. S. a. Eberhard Zirngiebl, Peter Arbues, 3. Aufl. München 1872.

<sup>100</sup> *Ludwig I.* (1786–1868), König von Bayern 1825–1848, liberaler Romantiker, verfassungsfreundlich.

ser Wünsche. – Indem ich aber so zu einem neuen Abschnitt meines Lebens gelange, breche ich den Faden zusammenhängender Erzählung ab. Ich möchte weder das Innere meines häuslichen Lebens aufdecken, noch die Erfahrungen meines schliesslich doch ziemlich bescheidenen beruflichen Lebens im einzelnen vorbringen. Ich werde mich also begnügen, nur einige kirchliche und wissenschaftliche Erlebnisse, die über den Kreis meiner bloss persönlichen Interessen hinausgehen, in Erinnerung zu bringen.

Zunächst ein Wort über mein Verhältniss zu der fortgehenden kirchlichen Bewegung, die ja am 8. Dezember 1869 mit der Eröffnung des vatikanischen Konzils in ihr entscheidendes Stadium eintrat. Die Entscheidung, die das Konzil bringen musste, bestand in der Annahme oder Nichtannahme des Glaubenssatzes der päpstlichen Unfehlbarkeit, und da es sich hier um eine in ihrem eigentlichen Kern theologische Frage handelte, mussten die Gründe für die Bejahung oder Verneinung aus wissenschaftlicher Erforschung der Lehre und Wirksamkeit der Kirche gewonnen werden. Hier nun, da ein literarischer Kampf als Vorbereitung des Konzils sich erhob, trat unter den Bestreitern der Unfehlbarkeit als der führende Geist unser Münchener Theologe Döllinger hervor, der grösste Kenner sowol der Geschichte der Vergangenheit der Kirche, als ihrer Zustände in der Gegenwart. Auf Döllinger als ihren Vorkämpfer<sup>101</sup> blickten denn auch vor und während des Konzils in Deutschland alle Gegner der Unfehlbarkeit, und als am 18. Juli 1870 auf Mehrheitsbeschluss der Konzilsväter das verhängnissvolle Dogma verkündet war, Döllinger aber seine Unterwerfung verweigerte, und darauf am 17. April 1871 von seinem Erzbischof<sup>102</sup> gebannt wurde, galt es für diejenigen, die sich zu gleichem Widerstand verpflichtet fühlten, durch Erklärung ihrer Zustimmung sich unter Döllingers Führung zusammenzuscharen<sup>103</sup>. Unter verschiedenen zu diesem Zweck veranstalteten Erklärungen war die wichtigste eine Kundgebung, die von einer am Pfingstfest, dem 28. Mai

<sup>101</sup> *Otto Weiss*, *Der Ultramontanismus*, S. 865, Anm. 151a schreibt kritisch, Döllinger sei «einer der schlimmsten Ultramontanen» gewesen. Er «war ein – von Arroganz nicht freier – Intellektueller, der je länger je mehr an dem Widerspruch zwischen der kirchlichen Lehre und der Wahrheit litt». Doch «seine Stellung gegen die Infallibilität ist zweifellos ein Sieg der intellektuellen Redlichkeit» und «nicht haltbar dürfte die These sein, Döllinger habe im Grunde gegen ein Zerrbild der Infallibilität gekämpft».

<sup>102</sup> *Gregor Scherr* (1804–1877), seit 1856 Erzbischof von München und Freising.

<sup>103</sup> Mit Döllinger «löste sich dann eine ganze Generation geistig bedeutsamer Köpfe von der alten Kirche los» (*Goetz*, *Historiker*, S. 159). *Lothar Kettmann* weist auf den «intellektuellen Substanzverlust» hin, «mit dem die Kirche ihren er-



1871, auf Döllingers Anregung zusammentretenden Versammlung<sup>104</sup> einheimischer und auswärtiger Gelehrter ausging. Es erschienen von Prag Schulte<sup>105</sup>, von Breslau Reinkens, von Bonn Knoodt, von Braunsberg Michelis<sup>106</sup>, von Koblenz Stumpf<sup>107</sup>; unter den Münchenern war auch ich, als einer der jüngsten, zugezogen. Die Besprechungen begannen in der Weise, dass Stumpf zuerst das Wort ergriff, indem er eine bei einer Versammlung in Bonn am 15. April beschlossene Zustimmungsadresse rheinischer Katholiken an Döllinger verlas. Hierauf eröffnete Döllinger die Verhandlung. Er wies darauf hin, dass sich in unsere kirchliche Bewegung «Elemente» einmischten, die ganz andre Zwecke, als die der kirchlichen Gläubigkeit verfolgten; es empfehle sich also etwa eine Beratung, ob und wie unsere Sache aus dieser Verbindung zu lösen sei<sup>108</sup>. Sofort erhob sich darauf aus dem Kreise der Münchener Mitglieder der Graf Moy<sup>109</sup>, der sich den Gelehrten gegenüber als Hofmann und Mann der Praxis bezeichnete, um nachdrücklichen Widerspruch einzulegen; seine Ansicht fasste er in dem Schlusswort zusammen: «wir brauchen

neuten Einfluss beim geistigen Fussvolk erkaufte hat» (*L. Kettemann*, Lord Acton: Wegbereiter der deutschen historischen Schule und Kritiker des Historismus, in: Kirche, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, Hg. Adolf M. Birke und Kurt Kluxen, München 1984, S. 100).

<sup>104</sup> S. Schulte, *Altkatholizismus*, S. 338–339; *Döllinger-Reusch*, Briefwechsel, Brief 48, Anm. 7; *Peter Neuner*, Stationen einer Kirchenspaltung, Frankfurt (M) 1990, S. 122–124.

<sup>105</sup> *Johann Friedrich Ritter v. Schulte* (1827–1914), 1853 Privatdozent in Bonn, 1854 a. o., 1855 o. Prof. für Kirchenrecht in Prag, daneben Berater der deutschen Bischöfe, 1873–1906 Prof. in Bonn und über vier Jahrzehnte Mitglied der alt-kath. Synodalrepräsentanz in Deutschland.

<sup>106</sup> *Friedrich Michelis* (1815–1886), Theologe und Philosoph, 1849 Prof. in Paderborn, 1854 Konviktsdirektor in Münster, 1855 Pfarrer in Albachten, 1864 Prof. in Braunsberg, 1874 alt-kath. Pfarrer in Freiburg/Br.; 1866 Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses, 1867 des Norddeutschen Reichstags.

<sup>107</sup> *Theodor Stumpf* (1831–1873), ab 1854 Lehrer in Koblenz, schrieb für die «Kölnischen Blätter» Leitartikel im grossdeutschen und liberal-katholischen Sinn und von Jan. 1861 bis Juli 1865 eine wöchentliche «Rundschau», ab 1870 schrieb er im Rheinischen (Deutschen) Merkur. Er entwarf eine Synodal- und Gemeindeordnung für die deutschen Alt-Katholiken (s. *E. Kessler*, Aus den Anfängen des deutschen alt-katholischen Bistums, in: IKZ 1982, S. 46–54).

<sup>108</sup> S. a. *Döllinger-Acton*, Briefwechsel, Bd. III, S. 36–37, wo Döllinger am 19. Sept. 1871 schreibt, er müsse «thun was ich kann um die Bewegung nicht ausarten und verwildern zu lassen» und er dürfe und wolle «mich den Männern in Bonn, Breslau u. s. w. nicht entziehen, die von Anfang an mir treu zur Seite gestanden sind».

<sup>109</sup> *Karl Graf Moy de Sons* (1827–1894), kgl. bayer. Obersthofzeremonienmeister, 1886/87 ausserordentlicher Gesandter in Rom.

diese Elemente.» So nahe nun die Einwendung gelegen hätte, dass vielmehr wir in Gefahr seien, von jenen Elementen gebraucht und missbraucht zu werden, so wurde doch weder sie, noch ein andres Argument zur Verteidigung des Döllinger'schen Vorschlags geltend gemacht, und Döllinger selber liess ihn darauf lautlos fallen. Hätte er ihn kräftig verfochten, wer weiss, ob er damit nicht den damals in den Anfängen befindlichen Altkatholizismus auf eine zwar bescheidenere, aber gerade Bahn geführt hätte. Wie nun aber die Besprechung weiter ging, kam man schliesslich überein, dass die Ablehnung des Unfehlbarkeitsdekretes in einer ausführlichen Erklärung begründet werden solle. Eine solche Erklärung war, wenn Friedrich<sup>110</sup> recht berichtet, von Döllinger bereits entworfen, jedenfalls wurde sie jetzt von einem Ausschuss durchgesehen und der nächsten Sitzung am folgenden Tag vorgelegt. Sie entsprach der nachher veröffentlichten Fassung, nur dass gerade der Satz<sup>111</sup>, welcher für die Konzilsgegner angesichts der namentlichen und nicht namentlichen Exkommunikation das Recht der Geistlichen auf fortgesetzte Spendung, der Laien auf Empfang der Sakramente vorbehält, fehlte. Bei der nun folgenden Debatte hob denn auch Cornelius scharf hervor, dass diese theoretisch gehaltene Erklärung nur «ein Schlag in's Wasser», wie er sich ausdrückte, sein würde. Während aber er sich mit der negativen Einwendung begnügte, forderte das jüngste Mitglied der Versammlung, Dr. Zirngiebl<sup>112</sup>, mit grosser Lebhaftigkeit positive Beschlüsse von praktischer Tragweite; ohne freilich den Inhalt solcher Beschlüsse näher anzugeben. Bei dieser schwankenden Lage überwand ich meine Zurückhaltung und führte in kurzer Rede aus: praktisch notwendig seien Vorkehrungen, welche den Altgläubigen, die man aus der Kirche herauszudrängen suche, die Fortdauer der kirchlichen Funktionen sichern. Solche Vorkehrungen könne die Versammlung nicht ohne weiteres treffen, aber sie möge in ihrer Erklärung den Entschluss aussprechen, für dieselben einzutreten, sobald die Stunde es verlange. Die lebhafteste Zustimmung, welche meine Worte fanden, zeigte, dass ich das, was die Versammlung

<sup>110</sup> Anmerkung von Moriz Ritter: *Leben Döllingers* III S. 608 fg.

<sup>111</sup> Anmerkung von Moriz Ritter: In Friedrichs Widergabe ist es Art. 4. Vollständiger Abdruck in: *Küry, U., Oeyen, Ch., Der Altkatholizismus*, Stuttgart 1978, S. 445–450.

<sup>112</sup> *Eberhard Zirngiebl* (1831–1901) Archivar, Sekretär des von den bayerischen Delegierten im unmittelbaren Anschluss an den Alt-Katholiken-Kongress 1871 gegründeten Landesvereins zur Unterstützung der katholischen Reformbewegung. Erster Vorsitzender dieses Vereins war Senatspräsident Adolf v. Wolf (gest. 1895).

eigentlich wollte, getroffen hatte. Auch Döllinger verhielt sich nicht ablehnend, wenn er auch darauf hinwies, dass er als Propst von St. Cajetan in der dortigen Kirche den Gottesdienst nicht aufnehmen könne<sup>113</sup>. Das Ergebniss war, dass die Verfasser der Erklärung sie am folgenden Tag in einer Fassung vorlegten, in welcher der erwähnte Satz aufgenommen, und damit der Weg zur Aufrichtung eines eignen Kirchenwesens eröffnet wurde. Mit Befriedigung sagte mir Stumpf nach der Sitzung, dass jetzt die Erklärung «eine praktische Spitze» erhalten habe<sup>114</sup>.

Ich bin auf diese Dinge näher eingegangen, weil es der einzige Fall war, dass ich an den Verhandlungen, die schliesslich zur Aufrichtung eines altkatholischen Kirchenwesens führten, einen wirksamen Anteil nahm, und weil auch die sachlichen Mitteilungen, die ich dabei vorbringe, ihren Wert haben. Im übrigen kann ich aber nur noch sagen: so unabweisbar mir immer wider der Gedanke vor die Seele trat, dass das offene Bekenntniss eines Widerspruchs gegen das Unfehlbarkeitsdogma und die weitem Konzilsdekrete über die päpstliche Allgewalt eine Pflicht sei, der ich mich nicht entziehen durfte, so nahm in mir doch, je weiter die altkatholische Bewegung voranging, um so mehr das Misstrauen zu gegen die von Döllinger sofort erkannte Verbindung kirchlicher und unkirchlicher Elemente. Es ist der im öffentlichen Leben sich so oft wiederholende Konflikt, dass man für eine an sich gute Sache eintreten muss, der man sich wegen ihrer vielfachen Trübung durch unreine Elemente aus Gründen persönlicher Bequemlichkeit lieber entzöge.

<sup>113</sup> Döllinger war als Propst von St. Cajetan oberster Hofgeistlicher. Da König Ludwig II. seiner Überzeugung entsprechend sich von einem Besuch eines Gottesdienstes von Döllinger nicht hätte abhalten lassen, wären damit die Exkommunikation des Königs und das Schisma provoziert worden. Das wollte Döllinger vermeiden. Er wollte, wenn auch als kleine Gruppe, in der allgemeinen Kirche weiter wirken. Aus diesem Grund lehnte er auch ein Disestablishment der anglikanischen Kirche ab. Eine ähnliche Auseinandersetzung ergab sich auf dem 1. Alt-Katholiken-Kongress, als sich Döllinger gegen die Bildung eigener Gemeinden aussprach und die Vereinsstruktur beibehalten wollte, wie es dann in Bayern bis nach seinem Tod auch geschah. Hier stimmten ihm Stumpf und Cornelius zu, zwei wichtige Vertreter der altkatholischen Bewegung (anders: *P. Neuner, Stationen*, S. 130).

<sup>114</sup> *Skalweit*, Ritter, S. 215, schreibt, Ritter habe den Konflikt um das Vatikanum I «tiefer erfasst und schwerer darunter gelitten als manche andere, die gleich ihm mit der alten Kirche brachen». Von einem «Bruch» mit der alten Kirche kann für die Altkatholiken keine Rede sein. Ritters Ziel war nicht «der neuen innerkatholischen Bewegung gegen die päpstliche Infallibilität ein eigenes Kirchenwesen zu schaffen» (ebd. S. 215), er wollte vielmehr den Altkatholiken nur Gottesdienst und Seelsorge erhalten (s. a. *Kessler*, Friedrich, S. 348–350).

Wie sich nun aber mein Verhältniss zum Altkatholizismus weiter entwickelte, möchte ich in aller Kürze mehr andeuten, als ausführen. Ich wollte und will den kirchlichen Formen, in denen mein religiöses Leben sich ausgebildet hat, und deren tieferen Sinn ich in freiem Denken mir anzueignen suchte, nicht entsagen. Solange ich nun in München wohnte, wurde mir in dieser Hinsicht in meiner Pfarrkirche bei St. Bonifaz, dank der versöhnlichen Haltung der dort amtirenden Benediktiner nichts in den Weg gelegt. Als ich aber im Oktober 1873 nach Bonn übersiedelte, um die durch den Tod Kampschultes erledigte Professur für Geschichte anzutreten, fand ich hier ein seit dem vorausgehenden Juni durchgeführtes altkatholisches Kirchenwesen<sup>115</sup> vor: einen Bischof in der Person von Jos. Reinkens<sup>116</sup>, als seinen Generalvikar und Pfarrverweser in Bonn den Prof. Reusch, als massgebenden Berater in allen juristischen Fragen den seit dem vorhergehenden Semester an die Bonner Universität versetzten Friedrich von Schulte und als Reuschs freiwillige Beistände in Gottesdienst und Seelsorge die Professoren Langen und Knoodt. Zwischen der mit diesen Männern zusammengehenden Gemeinschaft und der vatikanisch gesinnten Hierarchie war der Gegensatz bereits so scharf geworden, dass ich nur die Wahl zwischen der Unterwerfung unter das Konzil oder dem Eintritt in die altkatholische Gemeinde hatte. Die Entscheidung für den letztern Weg war für mich nicht erfreulich, aber unumgänglich, sie wurde mir auch um so näher gelegt, da ich zu den Häuptionern des altkatholischen Kirchenwesens in nahen persönlichen Beziehungen stand. Am wichtigsten und vertrautesten gestalteten sich diese Beziehungen zu Joseph Langen. Von Natur zu einer pessimistischen Ansicht der Dinge geneigt, bestärkte er mich in der Meinung von der verhältnismässig geringen geistigen Kraft, die dem Altkatholizismus innewohne, und von der daraus hervorgehenden Folgerung, dass er nur dann wachsen könne, wenn es ihm gelinge, die besten Kräfte aus der römischen Kirche zu sich herüber zu ziehen. Dazu aber sahen wir als erforderlich an, dass man sich nicht an solchen Einrichtungen vergriff, die mit den religiö-

<sup>115</sup> In Bonn wurde seit Mitte Jan. 1873 in der evang. Schlosskirche alt-kath. Gottesdienst gehalten, die Gemeinde wurde im Nov. 1874 staatlich anerkannt, einen katholischen Gottesdienstraum bekam sie erst im Juli 1877, als ihr die Gymnasialkirche übergeben wurde (*Schulte*, Altkatholizismus, S. 357 und 404–405). Bonn war damals noch nicht zum «organisatorischen Zentrum der altkatholischen Bewegung» geworden (so *Skalweit*, Ritter, S. 216); die drei «Organisationskomitees» waren in München, Köln und Heidelberg.

<sup>116</sup> Reinkens wurde am 11. Aug. 1873 in Rotterdam zum Bischof geweiht (*Schulte*, Altkatholizismus, S. 383).

sen und sittlichen Gefühlen der Katholiken eng verbunden waren. Bedenklich erschien mir daher schon die von der ersten altkatholischen Synode (1874) vollzogene Aufhebung der Pflicht der österlichen Beichte, die ja auch in der Folge eine zwar nicht grundsätzliche, aber tatsächliche Abschaffung der Beichte nach sich gezogen hat. Als aber unter Führung Schultes der Kampf um die Aufhebung der Cölibatpflicht der Geistlichen begann und bei der Synode von 1878 in der Tat den Sieg errang, glaubte ich in diesem Vorgang eine unwiderbringliche Scheidung der altkatholischen von der neukatholischen Kirchengemeinschaft erkennen zu müssen. Nach dem Beispiel von Reusch und Langen vollzog ich daher meinen Austritt aus der altkatholischen Gemeinde. Hätte nun inzwischen in der neukatholischen Kirche eine vermittelnde Richtung in dem Sinn die Oberhand gewonnen, dass den altkatholischen Laien der Rücktritt ohne irgend eine sei es direkte, sei es indirekte Verleugnung ihres Widerspruchs gegen das Konzil ermöglicht wäre, so würde ich mich zu diesem Rücktritt nach einer gewissen Zwischenzeit wahrscheinlich entschlossen haben. Aber von jener Voraussetzung traf eher das Gegenteil ein, und so entschloss ich mich nach einem mehr als zwanzigjährigen Zwischenzustand, um nicht jeder äussern Kirchengemeinschaft zu entbehren, zum Wiedereintritt in die altkatholische Gemeinde. Erfreuliche Erfahrungen habe ich dabei weder erwartet noch gemacht. Die Gründer und Leiter des altkatholischen Kirchenwesens schieden einer nach dem andern aus dem Leben, und ihre Nachfolger waren meist brave, aber keineswegs hervorragende Männer, die Beteiligung am sonntäglichen Gottesdienst in Bonn ist bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich dies schreibe (Sommer 1920) auf eine klägliche Ziffer herabgesunken, und das theologische Studium ist, nachdem die noch vorhandenen Theologen geweiht sind, zeitweilig ganz eingestellt. Das ganze Kirchenwesen droht also an Entkräftung zugrunde zu gehen. Immer wider kommt einem da die Frage: hätte man nicht besser den Widerspruch gegen die vatikanische Doktrin im stillen gepflegt? Aber die Antwort muss lauten: nein, denn in grossen Lebensfragen der Christenheit darf man weder lügen noch heucheln, wenigstens dann nicht, wenn man zu einer öffentlichen Wirksamkeit berufen ist.

*(Schluss folgt)*